



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Niemann, August: Die Grafen von Altenschwerdt : Roman : (Fortsetzung).

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Die Grafen von Altenschwerdt.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)



Die Frau betrachtete das Goldstück und betrachtete die Dame, aber antwortete noch immer nicht. Sie konnte sich nicht von dem Argwohn losmachen, daß dies Ereignis zwar im Anfang freundlich aussehe, aber gewiß eine Zitation vor Gericht zur Folge haben werde. Dieser wunderschöne, glänzende Anzug, dieser Diamantenblitz in der Agraffe unter der schwarzen, wallenden Feder, dieses stolze Gesicht waren etwas zu ungewöhnliches in ihrer Behausung, als daß es etwas gutes hätte bedeuten können.

Ich weiß nicht, antwortete sie wieder.

Gräfin Sibylle kniff die Lippen zusammen und schob einen Bornesblick auf das blasser Gesicht hinab. Dann wandte sie sich und gewann wieder die Thür, wo sie in der reinern Luft aufatmete. Ein albernes Volk, murmelte sie. Heda! rief sie ihrem Führer zu, komm herein und sprich du mit der Frau. Sie behauptet, nicht zu wissen, wo ihr Mann ist. Sag ihr, daß ich herumgehe, um Almosen auszuteilen, und daß ich wissen will, wo Claus Harnsen ist.

Der Bursche näherte sich in einiger Verlegenheit ob dieses Auftrags, ging aber in das Haus, während die Gräfin im Hofe blieb, und sprach im Dialekt der Gegend mit der Frau am Herde.

Sie meint, er würde wohl im lustigen Seehund sein, meldete er dann zurückkehrend.

Was ist das?

Der Bursche erklärte ihr, der lustige Seehund sei eine Schenke drunten am Wasser, abseits vom Dorfe, wo die Schiffer verkehrten, und Gräfin Sibylle erklärte nach einigem Sinnen zu seinem Erstaunen, daß sie Claus Harnsen dort suchen wolle.

Die letzten Häuser des Dorfes wurden passirt, und der Weg führte zwischen Kartoffelfeldern zu einem einzeln stehenden Gebäude hinunter, das in der Ferne unmittelbar am glänzenden Saume des Meeres lag. Beim Näherkommen vernahm Gräfin Sibylle den vom Seewind ihr entgegengetragenen Klang von Flötentönen von jener Stelle her.

Sie zeigte auf das Gebäude, das auf einer langgestreckten Werft lag, und sprach die Vermutung aus, dies sei die gesuchte Schänke. Ihr Führer bestätigte es.

Ich will hier warten, sagte sie darauf. Lauf du hinunter, und wenn der Mann dort ist, bring ihn mir hierher. Ich werde dir ein gutes Trinkgeld geben, wenn du ihn bringst.

Der Bursche setzte sich in Trab, Gräfin Sibylle aber blieb stehen und blickte ihm, die Spitze ihres Sonnenschirmes in den Sand bohrend, erwartungsvoll nach, wie er zwischen den Feldern hinlief und dann hinter der Planke der Werft verschwand. Sie war sehr schlecht gestimmt durch ihren Gang, durch den Anblick so unerfreulicher Gegenstände und durch die Hindernisse trivialer Natur, die sie zu überwinden hatte. Das anhaltende Waten in den sandigen Wegen hatte sie müde gemacht, der Geruch von Fischüberresten und Theer, der sie überall umgab, ihre Nerven angegriffen, und finster blickte sie auf die Schänke hinab, deren dunkle Masse sich von dem blendenden Hintergrunde abhob.

Indessen war ihr Abgesandter erfolgreich in seiner Mission. Claus Harmjen saß inmitten von einem Duzend nichtsthuerischer Genossen auf dem Rande der Werft und blies die Flöte. Sie ließen allesamt der Reihe nach ihre Beine über dem Wasser baumeln und halfen einander die Schiffe betrachten, welche in der Ferne vorüberzogen, während sie den Melodien der „Schönen Minka“ und anderer Musikstücke lauschten, die ihr beliebtester Freund, der muntere Claus, mit einer gewissen Virtuosität vortrug. Von Zeit zu Zeit, in den Pausen, ließen sie eine Flasche mit stark duftendem Inhalt herumgehen. Es erregte einiges Aufsehen in dem Kreise, als die Botschaft an Claus eintraf, und es wurden einige orakelhafte Bemerkungen aus tabakkauendem Munde laut, welche das blasse Weib an dem kalten Herde zum Ziele hatten. Claus Harmjen aber steckte, als er etwas von einer Geld schenkenden Dame vernommen und darauf noch einmal nachdenklich ausgespuckt hatte, seine Flöte in die Tasche seines Schifferkittels und trollte hinter dem Boten her.

Die Gräfin betrachtete den langknochigen Menschen, als er im Schiffergang auf Seebeinen schwankend heraufkam, mit aufmerksamem Blick, und ihre Miene erhellte sich ein wenig. Claus Harmjen hatte ein verschlagenes Gesicht. Seine braunen Augen hatten einen Ausdruck, der auf Lust und Wit und die Neigung zu tollen Streichen schließen ließ, und ein gewisser Zug um die Mundwinkel verriet Pffiffigkeit. Der Hut, den er trug, klappte zwischen Rand und Kopfteil auseinander, sodaß das krause, dunkle Haar durch den Spalt hervor-

quoll. Wer das öde, schmutzige Haus dieses Mannes gesehen hatte und nun ihn selbst vor sich sah, der am Vormittage in der Schänke blies, der hätte, wenn er wirklich Mitgefühl besaß, sicherlich vor diesem, vom Trinken geröteten, verschmizten und sorglosen Gesicht die Neigung zu einer ernstern Mahnung verspürt.

Aber Gräfin Sibylle dachte nicht an eine solche Mahnung. Sie drückte ihrem Führer eine Belohnung in die Hand und hieß ihn fortgehen. Dann begann sie, allein mit dem Schiffer, ein Gespräch, das unverhältnismäßig lange dauerte für ein so ungleiches Paar. Claus Harmen veränderte im Laufe dieser Unterhaltung gar bald seine anfängliche Miene des erwartungsvollen Staunens, und der listige Charakter seiner Züge trat noch deutlicher hervor. Er kraute sich mehreremale bedenklich in den dichten, unbändigen Locken, indem er den Hut zurückschob und mit unverschämtem Lächeln der Dame ins Gesicht sah. Aber zuletzt schien er sich zu fügen und zeigte ein unterwürfiges Wesen. Das gebieterische Wesen der vornehmen Frau, die Gewalt ihres Blickes und ihre Worte waren über seine rohe Natur Herr geworden.

Er zog ehrerbietig den Hut, als sie ihn verabschiedete, und sah ihr, als sie wieder dem nahen Dorfe zuschritt und in die Gasse einlenkte, mit verblüfftem und nachdenklichem Wesen nach, nicht ganz unähnlich einem wilden Tiere in der Menagerie, das die überlegene Kraft seines Bändigers kennen gelernt hat.

### Sechzehntes Kapitel.

Ich habe da ein Billet bekommen, welches einige Abwechslung für uns in Aussicht stellt, sagte Baron Sextus zu seiner Tochter. Mit diesen Worten reichte er ihr beim Frühstück ein dreieckig gefaltetes Papier hin, welches in langen, spitzen, festgezeichneten Schriftzügen die Mitteilung der Gräfin Sibylle von Altenschwerdt enthielt, daß sie sich mit ihrem Sohne zu einer Kur in Bad Fischbeck aufhalte und die Gelegenheit nicht versäumen wolle, das ihr dem Namen nach wohlbekannte Eichhausen zu besuchen, vorausgesetzt, daß sie erwünscht komme.

Es war an dem Tage, nachdem Sibylle ihre Begegnung mit Andrew gehabt hatte, an demselben Tage und zu derselben Zeit, wo sie mit dem Flötenspieler aus dem lustigen Seehund verhandelte. Gräfin Sibylle war rasch in ihren Entschlüssen.

Der Baron befand sich heute sehr gut. Der gestrige Ausflug nach der Besingung des Grafen war ihm gut bekommen. Er hatte im Sinne, heute wieder zu Pferde zu steigen, er verzehrte mit großem Appetit ein Hirschsteak, nachdem er wochenlang Wassersuppdiät gehalten hatte, und er war gut ge-  
launt und zu Unternehmungen aufgelegt.

Was meinst du, Dorothea, sagte er, als seine Tochter das Billet gelesen hatte und ihm schweigend zurückreichte, denkst du nicht, daß es der Höflichkeit angemessen wäre, einen reitenden Boten hinüberzuschicken und die Herrschaften zum Diner oder zum Abendessen, oder wozu du sonst willst, einzuladen?

Ganz wie du es für gut hältst, lieber Papa, antwortete sie. Kennst du die Gräfin und ihren Sohn persönlich?

Nein, nur dem Namen nach. Es sind die schlesischen Altenschwerdt. Sie sind in frühern Zeiten zu verschiednen malen mit unsern Vorfahren in freundschaftliche Berührung gekommen, und es wäre mir lieb, wenn wir die Tradition guter Beziehungen aufrecht erhielten.

Ein gewisses Etwas im Benehmen ihres Vaters war für Dorotheens weiblichen Instinkt auffallend. Er sah sie nicht an, während er sprach, und seine Bewegungen mit Messer und Gabel waren um eine Nuance lebhafter als sonst. Er hatte für gewöhnlich wenig Neigung, Fremde einzuladen, und verhielt sich gegen die Gutsnachbarn kühl und ablehnend. Es lag in diesem Billet und in dessen Aufnahme von seiten ihres Vaters etwas auffälliges für Dorothea.

Du weißt nichts näheres über die Gräfin und ihren Sohn? fragte sie.

Meine liebe Dorothea, entgegnete der Baron, ich habe gehört, daß sie Witwe ist und daß ihr Sohn irgend eine Anstellung im diplomatischen Dienst hat. Es handelt sich hier lediglich um eine Artigkeit, und ich denke, wir lassen um die Ehre zu einer Tasse Thee bitten, und schicken am Nachmittag schon einen Wagen hinüber, damit wir den Gästen noch bei Tageslicht die Schenswürdigkeiten zeigen können. Ich denke, wir setzen den morgenden Tag dazu fest, denn ich sähe es gern, wenn der General dabei wäre, und der ist, wie er mir gestern sagte, heute in Holzfurt. Es scheint wieder etwas mit seinem Messen im Werke zu sein, der ihm schon manchen schönen Thaler gekostet hat, den der gute, alte Herr selber gebrauchen könnte. Wenn du den General benachrichtigen willst, wird es mir angenehm sein. Herr Eichenburg wird vielleicht von selbst kommen, oder, wenn du es nicht für sicher hältst, laß es ihn auch wissen, daß wir ihn erwarten. Er ist ein unterrichteter Mann, der zur Unterhaltung beitragen wird. Der Gräfin will ich selbst eine Einladung schreiben.

Dorothea erwiederte nichts weiter und führte die Anordnungen ihres Vaters aus, aber sie sah, ohne daß sie selbst wußte, warum, der Ankunft des neuen Besuchs mit einer gewissen Unruhe entgegen, obwohl sie sich des nahen Wiedersehens mit Eberhardt freute. Es war, seitdem sie wußte, daß Eberhardt sie liebte, eine heilige Stimmung über sie gekommen, in welcher jede neue Erscheinung einem profanen Wesen gleich, das über die Schwelle des Tempels eintreten will.

Um sich zu beruhigen und die mißtrauischen Gedanken zu verschrecken, die ihr die Aussicht auf neue Bekanntschaften einflößte, schrieb sie ein Briefchen an Eberhardt. Sie war nicht so ganz sicher, daß er kommen würde, und wollte

ihm für jeden Fall eine Einladung zukommen lassen. Mein lieber Freund, schrieb sie, wenn ich auch gerade keine besonders gute Meinung von Ihrer Unterhaltungsgabe aus der Probe gewonnen habe, die Sie gestern auf der Fahrt nach Hause ablegten, und wenn ich deshalb auch befürchte, daß Sie alle Ihre Beredsamkeit auf die Tête-à-Tête sparen und in der Gesellschaft, zu der ich Sie einladen soll, mehr den Beobachter spielen werden, so will ich doch einer Pflicht nachkommen. Mein Vater hat brieflich eine alte Bekanntschaft erneuert und will dieselbe auf morgen Abend zum Abendessen laden. Er fürchtet, daß ein gewisser, in allen Künsten bewandeter Herr dabei fehlen könnte. Es scheint ihm um eine solide Stütze in seinen kavalieristischen Thesen zu thun zu sein, und er hegt ein Vertrauen in dieser Hinsicht, welches ich wünschte teilen zu können. Ich muß sagen, daß ich einiges Herzklopfen verspürte, als mein lieber Vater mir den Wunsch mittheilte, diesen Herrn bei uns zu sehen. Ermahnen Sie ihn, bitte, wenn er Ihnen bekannt sein sollte, zu bedenken, daß diesmal eine Dame als Gast gegenwärtig sein wird, und daß vermutlich schärfere Augen als gewöhnlich sein Betragen studiren werden. Er soll wohl Acht geben, seine gesetzte und weisheitsvolle Haltung zu bewahren. Wenn er das thun will, so soll ihm gestattet sein, schon am Nachmittage zu kommen. Was eine andre Dame betrifft, die vielleicht dazu beitragen könnte, diese Haltung zu gefährden, so will ich selbst Sorge tragen, daß sie sich recht bescheiden und zurückhaltend benimmt. Sie soll die eignen Augen gesenkt halten und so wenig vorteilhaft als möglich in den seinigen erscheinen. Mit freundlichem Gruß Ihre Dorothea.

Nachdem sie dies Billet versiegelt und Millicent übergeben hatte, die es durch einen Boten abgehen lassen sollte, setzte sich Dorothea in die Nische vor dem Balkon ihres Zimmers und sah den Weg entlang, der in den Wald und dort drüben nach Scholldorf führte. Es lag ihr ein trübes Gefühl auf der Brust, das auch durch den scherzenden Ton des Briefchens sich nicht hatte zerstreuen lassen. War es die natürliche Rückwirkung nach so viel Glück am gestrigen Tage? War es die Notwendigkeit der Mischung von Hell und Finster, die allem Dasein auferlegt ist?

Millicent kehrte zurück und schob eine Fußbank neben Dorotheens Stuhl, auf welcher sie sich niederließ und der Freundin in die Augen sah. Der melancholische Schimmer in diesen sonst so heitern Sternen entging ihr nicht, und sie versuchte sie durch ein leichtes Geplauder aufzuhellen. Während dessen schallten von unten Hufschläge herauf, Dorothea blickte hinab und verfolgte sinnend und ohne auf Millicents Worte zu lauschen den eiligen Ritt des Knechtes, der mit ihrer Botschaft an Eberhardt unterwegs war.

Millicent erhob sich und holte aus Dorotheens Bücherschrank einen Band der Gedichte von Byron hervor, kehrte zu ihren Füßen zurück und las ihr jenen reizenden Gesang vor, in welchem die Liebe des weißen Jünglings und der sanften, braunen Schönen, der Eingebornen einer fernen Insel des Stillen

Meeres, geschildert und in bezaubernden Klängen die Schönheit der Natur gefeiert wird. Der Gesang durchglühte die Herzen beider jungen Mädchen, und die Verse des von Schönheit trunkenen Dichters zitterten in ihnen nach, als Millicents Stimme verklungen war und sie mit schwärmendem Auge zu Dorothea emporblickte.

Der Gegensatz der eigentümlichen Formen und Farben beider jungen Mädchen trat in diesem Augenblicke besonders lebhaft hervor, und Eberhardt wäre entzückt gewesen, wenn er hätte sehen können, wie herrlich Dorothea in diesem Herabbeugen zu der Blondine aussah. Millicent stützte ihren rechten Arm auf Dorotheens Knie, während sie mit der linken Hand das Buch in ihrem Schoße hielt, und kehrte mit rückwärts gebogenem Kopf das Gesicht nach oben. Die dunkle Schönheit begegnete mit gerührtem Blicke diesen glänzenden, blauen Augen, und die prachtwolle Blut unter den halbgesenkten langen, schwarzen Wimpern leuchtete tief und heiß.

Es war still in dem hochgelegenen heimlichen Zimmer mit der weiten Aussicht. Kein Laut drang zu diesem alten Burggemach mit den dicken Steinwänden als der entfernte Schrei eines Raubvogels, der über dem Walde schwebte. Auf der goldbedruckten Ledertapete schimmerten zitternde Sonnenlichter, und es schien die grünliche, glänzende Wand die lebendige, blättertragende Kulisse einer hohen Laube zu sein, durch deren Rankenwerk der Strahl des Tagesgestirns mühsam hindurchdringt.

O Dorothea, sagte Millicent nach einer langen, stummen Pause, hinüberdenkend an den Reiz von Tahaiti, den Byron schildert, wie wunderbar schön muß es doch sein, in den Schoß der Natur zurückzukehren!

Dorothea lächelte, indem sie ihre eignen Gedanken und Wünsche in veränderter Gestalt aus Millicents Seele hervorblicken sah und sich in der Freundin Gemüt versetzte. Millicent hatte einen schwärmerischen Sinn, und sie erfüllte die Anforderungen des täglichen Lebens mit seiner Nüchternheit oft nur im Sinne einer verzauberten Prinzessin. Die Erziehung, welche sie in Dorotheens Gesellschaft erhalten hatte, hob sie mit ätherischen Schwingen über die Stellung ihrer Familie und die Tradition ihrer Vorfahren empor. Millicent sah auf die idealen Gestalten der Dichterverte und ihrer eignen schwunghaften Phantasie. Vielleicht auch war schon durch ihre Mutter, die Kammerjungfer, ein leichter Tropfen Blutes der schweren Masse bäuerischer Säfte beigemischt worden, der dem Sauerteig im Brode glich, und mochte wohl die Meinung des Barons Sextus über die Verbindung ihrer Eltern nicht ganz ohne ein Salz Korn sein. Millicent sah zuweilen ihre vollen, roten Wangen im Spiegel mit Verdruß und dachte es sich entzückend, blaß zu sein und ein Herz im Busen zu tragen, das von Kummer und Leid zerrissen ist.

Siehst du, Dorothea, fuhr sie fort, wenn ich mir ausmale, daß mich jemand mit der ganzen Blut seiner Seele liebte und mit mir in einer abgescbie-

denen, süßen Wildnis lebte, wie diese armen, verfolgten Matrosen auf der Insel, da wäre ich so felig, daß ich gern alles, alles auf der Welt hingäbe! Es muß doch etwas schönes sein um entsetzliche Hindernisse, die der Liebe im Wege stehen, und eine unglückliche Liebe muß himmlisch sein!

Danke Gott, wenn du es nicht erfährst, sagte Dorothea. Übrigens denke ich, du hast deine Hindernisse. Ist denn nicht dein Bruder Rudolf, ist nicht deine ganze Familie gegen dein Verhältnis zu Degenhard? Besucht er nicht ganz heimlich das Schloß?

Ja, das ist schon wahr, aber ich mache mir nicht viel aus diesen Hindernissen. Denn siehst du, Dorothea, wenn das Schlimmste zum Argen kommt, lache ich die ganze Gesellschaft aus, nehme Degenhard an der Hand, heirate ihn und ziehe mit ihm nach Holzfurt oder sonst wohin, und wir fangen eine Gärtnerei an. Was wir brauchen, verdienen wir leicht, und wir haben nicht nötig, irgend jemand um seine Gnade anzufragen. Aber als vornehme Dame einen armen Künstler zu lieben, ihn aller Welt zum Trotz zu lieben und mit ihm zusammen zu Grunde zu gehen, das ist poetisch.

Millicent mochte wohl auf eine scherzende Entgegnung gerechnet haben und hatte sicher nicht beabsichtigt, die Freundin zu betrüben. So war sie denn sehr erschrocken, als sie bemerkte, daß zwei große Thränen sich in Dorotheens Augen drängten und ihre Miene vom Ernst zur Wehmut überging.

Meine liebste, beste Dorothea, rief sie flehend, indem sie von ihrem niedrigen Sitz auf die Knie niederglitt und beide Hände der Betrübten ergriff, verzeihe mir mein unbesonnenes Geschwäg! Wie konnte ich nur solches Zeug vorbringen! Gewiß, du bist mir nun böse, und ich selbst werde mir noch weniger verzeihen als du es kannst.

Dorothea trocknete ihre Augen und sah halb lächelnd, halb traurig in das volle, blühende, von üppiger, blonder Haarflut umkränzte Gesicht herunter.

Meinst du, es wäre noch nötig, in der Phantasie so schreckliche Dinge sich auszumalen, du thörichtes Kind? sagte sie. Denkst du nicht an ein gewisses Sprichwort vom Teufel? Ach, ich bin überzeugt, meine liebe Millicent, daß es im täglichen Leben Tragödien giebt, die so schrecklich sind, wie nur irgend eine von denen, die wir auf der Bühne sehen und in den Gedichtsammlungen finden. Und wenn wir sie erleben sollten, wovor uns der gütige Himmel bewahren möge, dann würden wir sie wohl nicht mehr romantisch, poetisch und entzückend finden.

Millicent machte eine Bewegung mit ihrer Hand, als wollte sie ein zudringliches Insekt verjagen, und sagte mit munterm Tone: Fort mit den Grillen! Ich lobe mir immer frisch vorwärts zu gehen. Nehmen wir die Tage, wie sie kommen! Ich habe einmal gehört, daß man leicht über einen kleinen Stein stolpern kann, wenn man nur in die Ferne sieht. Und du bist doch sonst auch nicht zu so trübseligen Betrachtungen aufgelegt. Ich habe mir immer gedacht,

wenn ich Romeo und Julia las, daß es besser sein muß, es so zu erleben wie sie, anstatt sich schließlich gleich den meisten Menschen zu Tode zu langweilen.

Du bist wirklich ein gedankenloses Geschöpf, Millicent, sagte Dorothea kopfschüttelnd. Wie du hin und her schwagest, und mit so wenig Verstand! Bist du nicht immer noch dasselbe Mädchen, das einstmals Essig trank, um blaß zu werden, anstatt Gott für seine gute Gesundheit zu danken? Ich darf dir den Byron und Shakspeare nicht mehr in die Hand geben, wenn du so unsinnige Ideen daraus ziehst. Und nun gestehe einmal ernsthaft: Hast du nicht Degenhard veranlaßt, ganz ungerufen den Figaro zu spielen?

Wahrhaftig, ich weiß nicht, wovon du redest, sagte Millicent mit schelmischem Gesicht. Sollte der gute, ehrliche Degenhard ein solches Talent entwickelt haben? Wem zu Gefallen hat er es denn gethan?

Geh, du bist ein listiges Geschöpf. Und ich fange an zu merken, worauf du hinaus willst. Du redest so widersprechend, weil du wissen möchtest, was ich denke.

Und ist das ein Geheimnis? Und ein wissenswertes dazu? Doch nein, teuerste Dorothea, ich will nicht mit dir Versteckens spielen. Habe ich doch deutlich gesehen, daß dich etwas bewegt, und bin ich doch nicht unklar darüber, was es ist. Aber ich könnte dir wohl etwas böse sein, daß du mich nicht zur Vertrauten gemacht hast, obwohl du weißt, daß ich keinen sehnlicheren Wunsch habe, als dich glücklich zu sehen. Es ist nicht hübsch von dir, siehst du, daß du mir kein Wort sagst. Ich habe ja wohl gesehen, daß Herr Eschenburg rein weg ist in dich, und daß du ihn auch nicht gleichgiltig ansehen kannst. Aber was du davon denkst, das hättest du mir wohl sagen dürfen!

Ach, meine Millicent, meine Millicent! rief Dorothea, ihre Arme in einer plötzlichen stürmischen Bewegung um der Freundin Hals schlingend. Du glaubst wohl, mich zu kennen, aber du kennst doch nicht dies Herz, das an dem deinen schlägt. Kenne ich es doch selbst erst seit wenigen Tagen! Es ist zu empfindlich, ich fühle es wie von einer fremden Gewalt dahingeführt, ohne daß ich es zu beherrschen vermag, und mich überwältigt die Gewißheit, daß es glücklich werden oder brechen muß!

O Liebste! sagte Millicent, Thränen über den Ausbruch der Freundin vergießend. Ich kenne dich wohl, und jetzt erst sehe ich klar, wie ich dich mit meinen dummen Phantasien gepeinigt habe. Aber sei nicht traurig, laß dich nicht von trüben Gedanken, die ich erst hervorgerufen habe, unglücklich machen. Warum nicht heiter in die Zukunft sehen? Vertraue auf die Macht der Liebe, wie ich auf deinen starken Sinn vertraue.

Ach, es ist heute kein guter Tag, sagte Dorothea. Der gestrige war zu schön, und ich werde ihn wohl teuer bezahlen müssen! Ich weiß nicht — heute ängstigt mich alles. Ich denke, es ist keine gute Vorbedeutung, daß zu Anfang alles so glücklich verläuft. Es giebt Zeiten, wo ich abergläubisch bin, und ich

habe heute wieder meinen alten Glauben, daß die Dinge besser verlaufen, wenn sie zu Anfang Mißgeschick haben. Das anfängliche Stocken schien mir immer einen guten Gang für später zu verkünden. Doch genug, ich will mich bezwingen. Hat sich doch nichts ereignet, was mich betrüben könnte, und nur ein reines Phantasiegebilde ist es, was mich quält.

Sie versuchte ein heiteres Gesicht zu machen und hörte mit scheinbarer Aufmerksamkeit dem Gespräch der Freundin zu, die sich alle Mühe gab, Ergötzliches aufzutischen und durch die eigne gute Laune ihre Stimmung zu verbessern. Aber es ließ sich ein gewisses Bangen nicht ganz ersticken, und weder dieser Tag noch der folgende Morgen wollte die alte Fröhlichkeit ungetrübt aufkommen lassen.

An diesem Tage, welcher zum Empfang der Gäste bestimmt worden war, zog sich Dorothea bald nach dem Essen auf ihr Zimmer zurück und beschäftigte sich mit einer Stickerei, während Millicent, auf dem Altan sitzend, auch ihrerseits schweigend ihren Gedanken nachhing.

Millicent dachte darüber nach, welch wundervoll romantisches Verhältnis sich in ihrer nächsten Umgebung angesponnen habe. Wenn wirklich eine ernsthafte, heiße Liebe zwischen Dorothea und dem schönen Maler entbrannt war, dann wollte sie, Millicent, alles thun, was in ihren Kräften stünde, um die Sache zu fördern. Sie kannte den Charakter des Barons und die in Schloß Eichhausen herrschenden Grundsätze genau genug, um zu wissen, daß diese Liebe zum mindesten ebensoviel Schwierigkeiten auf ihrem Wege finden müsse wie die Liebe irgend eines der beneidenswerten Paare, welche in den ihr liebsten Liebesgeschichten leiden und kämpfen, bevor der herrlichste Sieg ihre unerschütterliche Treue krönt. Ihre lebhaftige Phantasie spiegelte ihr heimliche Zusammenkünfte, verborgene Ausgänge, versteckte Briefe und Schlüssel, zitternde Flucht und herzerschütternde Thränenströme vor, und sie beschloß, auf alle Fälle sich als eine Freundin und Gehilfin zu erweisen, der selbst die ärgsten Folterinstrumente das anvertraute Geheimnis nicht aus dem Busen reißen sollten.

Während sie so ihrer lebendigen Einbildungskraft freien Lauf ließ und hinaus in die Landschaft blickte, die in der Ferne mit dem leichten Luftmeere verschwamm, ward ihre Aufmerksamkeit auf den von Fischbeck zurückkehrenden Wagen des Barons gelenkt, der aus dem Walde auftauchte und in schnellem Trabe auf dem Wege zum Schlosse näherkam. Sie zeigte Dorothea die Erscheinung und ergriff zugleich ein Opernglas, um besser sehen zu können, wie der Besuch sich ausnahm. Auch Dorothea blickte mit einer gewissen Spannung hinab. Das eigentümliche Gefühl, welches sie schon gestern bei Ankündigung der Gräfin Altenschwerdt und ihres Sohnes überkommen hatte, machte sich von neuem und noch stärker geltend, als die Gäste so nahe waren, und allen verständigen Überlegungen zum Trotz durchzuckte sie plötzlich eine Ahnung, daß der junge Mann, der dort heranrollte, in einer für sie nicht gleichgiltigen Absicht komme.

Ein reizender Mensch! sagte Millicent, durch ihr Glas blickend. Er hat dunkle Augen und einen entzückenden kleinen Schnurrbart, aber er macht ein melancholisches Gesicht und lehnt sich zurück, als ob er müde von der Spazierfahrt wäre. Die Mutter sieht so aus, daß ich nicht bei ihr Kaffee trinken möchte, wenn ich wüßte, sie haßte mich. Ich denke mir, Katharina von Medici hat solch eine Nase gehabt.

Dorothea schüttelte den Kopf und ging, ohne auf Millicents dienstbeflissene Versuche einer Verschönerung ihrer Frisur einzugehen, hinunter in die Halle, wo nach Anordnung ihres Vaters die Gäste empfangen werden sollten. Sie fand ihn bereits dort, da man ihm die Einfahrt des Wagens gemeldet hatte. Er ging auf und ab in dem weiten Raume, der die Schritte hallend wieder-tönen ließ, wo nicht etwa der Fuß auf die Teppiche und Felle der einzelnen Ruheplätze getreten hatte, und es kam Dorothea so vor, als ließe sich eine Art von Feierlichkeit in seinem Wesen bemerken. Er zog den linken Fuß noch etwas nach und setzte ihn behutsam hin, doch war dies das einzige Zeichen des letzten Gichtanfalls, denn seine Haltung war stramm und seine Gesichtsfarbe frisch. Er blieb stehen, als er Dorothea kommen sah, und warf einen prüfenden Blick unter den grauen, trozigen Brauen hervor auf ihre Erscheinung, gleich als halte er vor der Front seiner Schwadron und beobachte deren Paradestellung.

Ein Lächeln übersflog seine verwitterten Züge, als er die Schönheit seiner Tochter auch bei der strengsten Beurteilung anerkennen mußte, und er sagte mit freundlichem Tone: Das ist recht, mein Kind, daß du immer hübsch pünktlich bist. Wirst du wohl von mir geerbt haben. Es ist im allgemeinen eine Eigentümlichkeit des Weibervolkes, daß sie allemal in dem Augenblick, wo sie am Plage sein sollen, zehntausend verdammte Nebendinge treiben, Kinkerlitzchen suchen und ihre Männer und Väter warten lassen.

Dorothea war so wenig verwöhnt durch väterliche Liebe, daß selbst dieses in seiner Form etwas rauhe Kompliment wie Sonnenschein auf ihr Gemüt gefallen wäre, hätten nicht die Umstände gerade jetzt die Aufmerksamkeit des Barons ihrem argwöhnisch gewordenen Sinn etwas verdächtiges gehabt. Es war ihr selbst unbegreiflich, wie sie dazu kommen könne, Argwohn zu hegen. Das lag sonst nicht in ihrer Natur. Aber sie konnte sich nicht enthalten, den ungreifbaren Stimmen zu lauschen, die leise in ihrem Herzen ertönten.

Die Gräfin Altenschedt trat ein, der Baron eilte ihr entgegen. Indem sie in der großen Thür erschien, deren beide Flügel der wohlgeschulte Diener aufgerissen hatte, fiel das volle Licht aus dem gegenüberliegenden hohen Fenster auf ihre Gestalt, und sie erschien auf dem dunkeln Hintergrunde wie ein Gemälde, das Bildnis einer stolzen und gebieterischen Fürstin. Dorothea blickte ihr voll ins Gesicht, und es schien ihr, als gewönnen die unbestimmten Befürchtungen in ihrem Herzen greifbare Gestalt. Sie konnte den Blick nicht abwenden von dieser Frau. Sie sah die schön geschwungenen Augenbrauen, die

Ablernase und die funkelnden Augen wie die prächtigen Farben vor sich, als würde dieses Bild ihr für immer ins Gedächtnis gebrannt, und sie wußte von der ersten Sekunde an, daß dies eine Feindin sei. Es erfolgte ein eifriges Händeschütteln und ein Austausch von Höflichkeiten zwischen der Gräfin und dem Baron, wobei der frühern Jahrhunderte gedacht wurde, in denen die Sertus und die Altenschwerdt befreundet gewesen, und dann stand Dorothea vor der Gräfin und fühlte sich alsbald an der Hand gezogen und von zärtlichen Armen umschlossen. Ein leichter Kuß hauchte auf ihre Stirn. Es war der Gräfin Sibylle ein Bedürfnis, den lieblichen Sproß des in ihrer Familie so oft genannten alten, stolzen Geschlechts beim ersten Anblick zu umarmen. Alsdann stellte sie ihren Sohn vor. Dorothea mußte sich gestehen: so unheimlich ihr die Gräfin war — ihr Sohn machte den Eindruck eines Edelmannes. Seine Verbeugung war ehrfurchtsvoll, verbindlich und verriet die Gewohnheit der guten Gesellschaft, sein Blick war ausdrucksvoll und angenehm, seine Worte waren ruhig und gewählt.

Baron Sertus bot jetzt der Gräfin den Arm, um sie zu der behaglichen Ecke der Halle zu führen, wo der Kaffee aufgetragen war. Sie nahm den Arm mit einem süßen Lächeln, das wie Sonnenschein auf das braunrote, runzlige Soldatengesicht fallen sollte, und ging gemessenen Schrittes an seiner Seite dahin. Die Schleppe ihres prachtvollen schwarzen Seidenkleides, das von oben bis unten mit schwarzen Spitzen besetzt war, zog lang hinter ihr her, sodaß Dietrich und Dorothea, die dem ältern Paare folgten, sich in der Entfernung mehrerer Schritte halten mußten.

Dorothea konnte auch am Kaffeetisch nicht unterlassen, während sie sich mit dem jungen Grafen unterhielt, ihre ruhig prüfenden Blicke nach der Gräfin hinüberzusenden, die auf der andern Seite des Tisches saß und völlig von der Unterhaltung mit dem Baron in Anspruch genommen zu sein schien. Sie verstand es sich zu kleiden, das mußte Dorothea zugestehen. Sie trug ein schwarzes Spitzentuch auf dem Kopfe, das mit Diamantnadeln an dem schwarzen Haar festgesteckt war, und die Art der Faltung dieses Tuches, welches ihr vorzüglich stand, war so eigentümlich und so kunstvoll, wie Dorothea dergleichen noch niemals gesehen hatte. Welch ein Funkeln dieser schwarzen Augen, ein Funkeln, das mit dem der Diamanten wetteiferte! War hier auch Kunst möglich, wie bei dem Weiß und Rot des Gesichtes, über dessen Echtheit sich Dorotheens Scharfblick nicht täuschen konnte? Der feine Duft eines Parfüms von Atkinson, frischgemähtem Heu ähnlich, zog von den Gewändern dieser Weltkame herüber und ließ Dorothea denken, daß sie nie wieder mit ganz reiner Empfindung an einer Wiese werde vorübergehen können, auf welcher Heuhaufen lagen.

Aber die angenehme Wirkung hatte der Besuch auf Dorothea, daß sie im Gespräch mit Dietrich und in Beobachtung der Gräfin völlig das Gefühl der Beklemmung verlor, welches sie vorher gepeinigt hatte. Sie fühlte sich erregt,

aber sicher, die Unklarheit ihres Empfindens hatte dem festen Bewußtsein des eignen Willens Platz gemacht.

Nach dem Kaffee wurde ein Rundgang durch das Schloß unternommen, denn es galten ja die Merkwürdigkeiten dieser alten Stammburg für den Hauptgrund des Besuches. Dorothea führte und ging mit Dietrich voran. Schon im Treppenhause, dessen hohe Wände mit gigantischen Gemälden bedeckt waren, gab es einen kleinen Aufenthalt, und dann ließ Dorothea die Thür zur Gemäldegalerie im obern Stockwerke aufschließen. Ein langer Gang von mehr als zwanzig Fuß Breite, auf dessen rechter Seite die Bilder aufgehängt waren, eröffnete sich, und es wehte den Eintretenden eine kühlere Luft und jener eigentümliche Hauch von Räumen entgegen, welche selten besucht werden. Eine Reihe von Fenstern, nach Norden gerichtet, alle in tiefen Nischen liegend und mit grünen Gardinen verhängt, gab der Galerie ihr Licht, und es ragten in der matten Beleuchtung in weiter Perspektive hier ein Helm, dort ein gespenstisch weißes Gesicht, dort ein drohender Arm aus schwarzem Hintergrunde hervor. Der vorauseilende Diener zog die Vorhänge auf Dorotheens Anweisung unter Berechnung der Lichteffecte teilweise zurück, und nun tauchten aus der geheimnisvollen Dämmerung viele Kriegergestalten und altertümlich gekleidete Frauenfiguren zwischen Landschaften, Seestücken, Genrebildern und historischen Gemälden auf. Die Porträts, zum großen Teil aus der eignen Familie, waren für den Baron der wertvollste Teil seiner Sammlung, und er war eifrig bemüht, der Gräfin Sibylle Aufschluß über Namen und Thaten dieser Herren und Damen aus alter Zeit zu geben. Dorothea und Graf Dietrich wandten sich indessen mehr den andern Gegenständen der Sammlung zu, unter denen mehrere ältere Meisterwerke sich befanden. Graf Dietrich zeigte ein feines Verständnis für die Kunst, und sein Gespräch mit Dorothea ward lebhaft und eingehend.

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigung. Im vorigen Hefte sind in dem Aufsätze: „Der Entschädigungsanspruch etc.“ leider ein paar sinnstörende Druckfehler stehen geblieben. S. 606 Z. 16 v. u. muß es heißen Motivirungen (statt Botirungen) und S. 614 Z. 2 meist vorhanden (statt nicht vorhanden).

### Zur Beachtung.

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 2. Quartal ihres 42. Jahrgangs, welches durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen ist.

Preis für das Quartal 9 Mark. Wir bitten um schnelle Aufgabe des neuen Abonnements.

Leipzig, im März 1883.

Die Verlags-handlung.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.  
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.





